

Freund Villas, der mir die Wege in das revolutionäre Hauptquartier öffnete. Ich war noch keine drei Tage in Torreon, als ich bereits ein Schriftstück in Händen hielt, das mir die Erlaubnis erteilte, mich dem nächsten Militärtransport anzuschließen, der an die Front abging.

Das Heer Villas bestand ausschließlich aus Reiterei, von ein paar Geschützen abgesehen. Trotzdem spielte sich der Feldzug größtenteils längs der Bahnlinie ab. Wer die in Händen hielt, kontrollierte das Land. Auch das Regiment, mit dem ich fuhr, wurde einparkiert, d. h. Waggons gab es nur für die Pferde. Die Reiter mußten zusehen, wo sie auf den Dächern Platz fanden.

Auch ich kletterte auf das nächste Dach, auf dem noch Aussicht schien, unterzukommen. Das war nicht leicht; denn jeder Soldat hatte ja eine Frau mit, nicht notwendigerweise immer seine eigene. Aber ein weibliches Wesen mußte er mit ins Feld nehmen. Ohne „soldadera“ erscheint einem richtigen mexikanischen „soldado“ jede Kriegführung unmöglich. Die braucht er zum Kochen, Waschen, Gepäckschleppen und für die Nacht natürlich. Gegenwärtig waren die Umstände allerdings wenig günstig für Liebesnächte. Wir waren auf dem Waggondach, wie die Heringe zusammengepackt. Soldaten und Soldatenweiber bunt durcheinander. Als es dunkel und wir müde wurden, fand ich mich bald mit dem Kopf an der Schulter eines patronengespickten Kriegers, bald den einer Kriegerfrau in meinem Schoß.

Uniformen gab es nicht. Eine gewisse Gleichheit der Revolutionsarmee wurde aber dadurch erzielt, daß jeder den breitrandigen Sombrero trug und zwei gekreuzte Patronengurte über der Brust. Die meisten trugen außerdem noch ein oder zwei um den Leib geschnallt. Ich sah die Notwendigkeit dieser gewaltigen Munitionshäufung bald ein. Hauptsache bei jedem Gefecht war, daß es maßlos knallte. Die Offiziere unterschieden sich von der Mannschaft nur dadurch, daß sie statt der Sombreros breitrandige Filzhüte trugen, auf denen ihre Rangabzeichen angebracht waren. Einen solchen Hut hatte ich mir auch zugelegt und außerdem einen schweren Coltrevolver. — Meine automatische Pistole hatte mir die amerikanische Grenzwaache abgenommen; denn offiziell bestand ja ein Ausfuhrverbot für Waffen, was nicht hinderte, daß in jeder dunklen Nacht ein Transport über den Rio Grande ging. — Daß man den Revolver nicht nur zur Schau trug, sondern daß unter Umständen das Leben davon abhing, daß man ihn im Notfall rasch zu ziehen verstand, sollte ich bald erfahren.

Wir sollten zur Villaschen Hauptmacht stoßen, die vor Monterrey stand. Mitten in der Nacht blieb unser Zug jedoch stecken. Nachdem wir eine ganze Weile gewartet, hatte ich den Eindruck, daß es nicht weiterging. So kletterte ich vom Dach und wanderte die Waggonreihe entlang. Ein zweiter Zug, auf den wir beinahe aufgefahren wären, sperrte die Geleise. Beim Weiterwandern hörte ich aus einem Waggon englische Laute. Ich kletterte hinein und erfuhr, daß dies der Wagen der amerikanischen Korrespondenten des Villaschen Hauptquartiers war. Und damit endete die abenteuerliche Fahrt eigentlich; denn nunmehr war ich in der Revolution gewissermaßen zu Hause, hatte meinen festen Platz, an den ich gehörte.

Villa konnte weder lesen noch schreiben; das heißt, er hatte gerade gelernt, seinen Namen hinzumalen, und das war auch das einzige, was er von den Berichten